W i l h e l m E a m s z u s

Das Menschenschlachthaus

Bilder vom kommenden Krieg

21. bis 50. Tausend

1915
Alfred Janssen
Hamburg und Berlin

Copyright 1912 by Alfred Janssen, Hamburg

M o b i l m a c h u n g

Der Krieg ist da! so läuft es eilend mit verstörten Augen durch die Straßen. Wir haben Krieg! Es geht nun los!

M o b i l m a c h u n g.

Das inhaltsschwere Wort sieht gebietend von den Anschlagssäulen in die Straßen. Die Zeitungen bringen Aufrufe in den fettesten Lettern. Und die Gerüchte und Depeschen flattern wie ein aufgeregter Taubenschwarm um diesen Tag von Blut und Eisen.

Nun wird es schrecklich Ernst. Und dieser Ernst legt sich wie eine Lähmung auf den Staat. Dann aber geht ein Ruf durch das gewaltig eiserne Gefüge. Und diesem Ruf muß jedermann gehorchen. Vorbei das Sorgen und Bedenken, vorbei das Zweifeln und das Schwanken. Nun ist der Augenblick gekommen, da wir nicht Bürger mehr, da wir nur noch Soldaten sind. Soldaten, die nicht Zeit zu denken, die nur noch Zeit zu sterben haben.

Und da kommen sie gezogen: aus den Werkstätten, aus den Fabriken, hinter dem Ladentisch hervor, aus den Kontoren, vom Lande kommen sie zur Stadt herein, und alles findet sich, dem Vaterlande beizustehen.

„Am vierten Tage“ stand in meiner Kriegsbeurteilung. Nun ist der vierte Morgen da, und ich habe Abschied von meinem Weib und meinen beiden Kindern genommen. Gott sei Dank, daß der vierte Morgen gekommen ist; denn der Abschied ist mir nicht leicht geworden, und mir wird weh zu Mute, wenn ich an „zuhause“ denke.

„Wo willst du hin, Papa?“ fragte die Kleine, als ich mit der Reisetasche in der Hand zum letztenmal sie küßte.

„Papa will verreisen“, sagte ihre Mutter und sah mich unter Tränen lächelnd an. Ja, verreisen, mein Mädel, und du, mein kleiner Bursch, nun haltet euch brav und macht der Mutter Freude.

Und rasch haben wir uns getrennt. Denn Dora hielt sich tapfer bis zum letzten Augenblick. — —

Nun stehen wir auf dem Kasernenhof mit Saß und Paß, wir ohne Rang und Charge, wir Reservisten, Landwehrleute, ein jeglicher bei seiner Tafel.

Wie ernst doch die Gesichter sind. Nichts ist von jugendlichem Übermut, von überschäumender

Soldatenlust zu spüren. Vielmehr ein Sinnen in den ruhigen Gesichtern.

„Der Krieg, der mußte endlich kommen“, so hörten wir und lasen in der Zeitung. „Das muß so sein, das ist Naturgesetz. Die Völker nehmen einander das Brot vor dem Munde weg und nehmen einander die Luft zu atmen weg. Das kann zuletzt nur mit Gewalt entschieden werden. Und muß es sein, so lieber heute als morgen!“ —

Wir sind nicht Söldner mehr, Handwerker des Menschenmords, die einst ihr Blut für bares Geld an jedermann verkauften. Wir sind nicht Gladiatoren, Sklaven mehr, die im Zirkus das Sterben als ein schönes Schauspiel den Reichen zur Lust und Augenweide spielten. Es ist das Vaterland, dem wir geschworen haben. Und muß es sein, so wollen wir als Bürger sterben, sterben in voller Bewußtheit und voller Verantwortung unseres Tuns.

Was werden die nächsten Tage uns bringen?

Wohl keiner unter uns hat je ein Schlachtfeld mit eigenen Augen geschaut. Aber wir habens von andern gehört und habens bei andern gelesen, wie 70/71 ein Schlachtfeld

ausgesehen hat und haben wie mit eigenen Augen Granaten die Leiber zerreißen sehen. Und auch das wissen wir: es blieben damals vor vierzig Jahren trotz minderwertiger Kanonen und Gewehre über hundertzwanzigtausend Tote auf dem Felde der Ehre. Wieviel Prozent der Lebenden wird sich der Krieg von heute holen? Es werden Heere auftreten so ungeheuer, wie sie die Erde nie gesehen hat. Allein Deutschland stellt über sechs Millionen Soldaten ins Feld. Frankreich fast ebensoviel. War da 70/71 mehr als ein ausgedehntes Vorpostengefecht? Es schwindelt mir, wenn ich die Massen vor mir sehe. Und wenn ich daran denke, wie sie aufeinander losmarschieren, will mir der Atem stocken.

Sind wir ein anderes Geschlecht als unsere Väter?

Ist es darum, weil wir nur das eine Leben zu verlieren haben? Und kleben wir so fest an diesem Leben? Ist uns das Vaterland nicht mehr als dieses kleine bißchen Leben?

Es werden wohl nicht viele unter uns sein, die da an Auferstehung glauben, die da glauben, daß unsere verstümmelten Leiber zu neuer

Herrlichkeit erstehen werden. Wir glauben auch nicht, daß unser Vater im Himmel Freude an unserm mörderischen Tun wird haben, und daß er in jener bessern Welt anders denn zu Brudermördern zu uns sprechen wird. Aber wir beugen uns der eisernen Notwendigkeit. Das Vaterland hat uns gerufen, und wir als treue Söhne folgen gehorsam seinem unentrinnbaren Gebot. — — — Von heute an gehören wir dem Vaterlande, so rief noch eben der Major, als er die Kriegsartikel verlesen hatte.

Und nun gehts los.

Schon hat der Bezirksfeldwebel die Listen revidiert und abgeschlossen. Schon sind wir zu vieren eingeteilt. Und nun marschieren wir im langen Zuge über den Kasernenhof. Noch heute sollen wir den Bürgerrock ausziehen und zu unserm neuen Leib die neue Garnitur empfangen. Heute noch sollen wir Soldaten werden.

Es geht nun schnell mit uns.

S o l d a t !

Am folgenden Nachmittag hat die Compagnie Innendienst. Wir liegen auf dem Kasernenhof auf dem Bauch und üben Anschlag und Laden im Liegen.

Ich halte mein Gewehr nach vorn.

Vor mir, drüben an der Kasernenmauer sind Scheiben angemalt — Ringscheiben, Kopfscheiben, Brustscheiben. Dreihundert Meter. Ich halte „Ziel auffühend“ und knipse ab. „Brust auffühend abgekommen.“ Das müßte ein Treffer geworden sein.

Wieviel Rahmen Patronen ich wohl verschiefen werde?

Ob wohl ein Treffer dazwischen ist?

Wenn jeder von den Millionen, die vor den Feind kommen, an hundert Patronen verschiefst, und von hundert nur einen Treffer hat, das macht — — — dann kommt — — und ich muß lächeln über diese glatte Rechnung — dann kommt ja überhaupt keiner wieder heraus. Das ist ein lustiges Exempel.

Knips!

Die fünfte Patrone ist heraus.

Ich schiebe einen neuen Rahmen Exerzierpatronen hinein.

Wie schnell und sicher das doch geht. Ein — zwei Sekunden, und fünf Patronen sitzen in der Kammer. Jede schlägt, wenns nötig ist, durch sechs Mann hindurch, sie geht durch Pfähle und durch Bäume, geht durch Erdwälle und Steinmauern. Es gibt vor diesem zierlichen Geschöß, vor diesem spitzen Mäntelchen so gut wie keine Deckung mehr.

Und welch ein Wunderwerk ist dieses Mausergewehr. Wie kümmerlich standen sie 1870/71 da mit ihren klapperigen Zündnadelgewehren. Eine lahme Kugel nur immer zur Zeit, und war sie abgeschossen, dann gabs ein langes, unständliches Laden. — —

Und dennoch brachte der Krieg weit über 100000 deutsche und französische Leichen.

Wieviel Leichen wird dieser Krieg wohl bringen? Wenn nur der fünfte Mann im Felde bleibt und der zweite fünfte als Krüppel wiederkehrt — — wie groß wird dann die Ernte sein? — —

Es sind die ganzen Lande in diesem Augenblick mit liegenden Soldaten bedeckt, und alle lassen ihre Flinten starren, richten die tod-

bringenden Läufe gegeneinander und üben sich in der Kunst, das Herz zu treffen.

Dahinter aber rücken die Geschütze an. Die Kanoniere springen ab und reißen die Lafette herum. Schon sind sie gerichtet, und tausend schwarze Schlünde sehen unheimlich zum Himmel auf.

Einmal standen wir, als wir im Lager zu Schießübungen eingezogen waren, und sahen einer scharfschießenden Batterie zu. Sie hatte abgeprobt und stand fertig zum Schuß. Die Offiziere schauten durch ihre Krimstecher ins Gelände. Noch waren die Scheiben nicht zu sehen. Wir alle schauten gespannt in das Schußfeld, wo jeden Augenblick sich etwas zeigen sollte. — — Da — hinten — weit — bewegt sich etwas. — —

Kommandoruf.

Der Leutnant zeigt mit der Rechten auf das springende Ziel. Die Entfernung wird gerufen, die Kanoniere richten und —

„Achtung! Erstes Geschütz — Feuer!“

Und schon fliegt das Geschöß, und wir fühlen auf einen Augenblick das Eisen flitzen. Es surrt die Luft. Ein Knall — und tausend

Meter vor uns über der anreitenden Kavallerie ist das Geschöß zerplatzt und hat seinen Bleiregen auf die blauen Scheiben gestreut. Und nun das zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste Geschütz.

Das nächste Ziel war 1500 Meter weit. Und wieder wurden die Geschütze gerichtet. Und wieder flog das seltsame Geschöß und zog die abgemessene Bahn. Es war zum Staunen, wie es in der Luft von selber stehen blieb und explodierte. Es war, als hätte jeder dieser eisernen Zylinder ein Gehirn, als trüg er Leben und Bewußtsein in sich. So sicher fand er seinen Ort.

Und als die Batterie abgeschossen hatte und nach Hause fuhr und der Warnungsball heruntergezogen war, sind wir ins Gelände gegangen. Da lagen die beschossenen Gruppenscheiben und waren der Reihe nach von den Schrapnells getroffen — Kopf, Leib, Gliedmaßen — da fanden wir nicht eine Figur, die nicht durchlöchert war. Wir standen und bewunderten die Präzision und dachten mit verschwiegenem Grauen an ein ander Ziel als Holz- und Zengattrappen.

Ob sie wohl drüben auch so vollkommene Präzisionsmaschinen haben? Wie haben die Techniker nur mit jedem Tage neue Wunder der Mechanik erfunden und konstruiert. Das Kriegsmaschinenwesen hat sich zu genialer Höhe, zu künstlerischer Höhe entwickelt. 240 Kugeln und mehr in einer Minute! Welch ein Wunderwerk der Technik ist solch ein Maschinengewehr! Man läßt es schnurren, und schon spricht es Kugeln dichter als der Regen fällt. Und hungrig fletscht der Automat von links nach rechts. Er ist auf die Mitte der Leiber eingestellt und bestreicht die ganze Schützenlinie auf einmal. Es ist, als ob der Tod die Sense auf das alte Eisen geworfen hätte, als ob er nun ein Maschinist geworden wäre. Das Korn wird nicht mehr mit der Hand gemäht. Sogar die Garben werden schon mit der Maschine gebunden — so werden sie auch unsere Millionen Leichen mit Grabmaschinen in die Erde schaufeln müssen. —

Verflucht! ich kann den scheußlichen Gedanken nicht los werden. Immer wieder kommt er mir. Man ist vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb übergegangen. Anstatt des Webstuhls,

daran man mit den Händen schaffend faß, läßt man jetzt die großen Schwungmaschinen fausen. Einst wars ein Reiter tod, ein ehrlicher Soldatentod. Jetzt ist es ein Maschinentod!

Das ist es, was mir bis zum Halse steht. Von Technikern, von Maschinisten werden wir vom Leben zum Tode befördert. Und wie man Knöpfe und Stecknadeln im Großbetrieb erzeugt, erzeugt man nun die Krüppel und die Leichen mit Maschinenbetrieb. Warum fängt mir auf einmal zu grausen an? Mir ist, als könnt ich mit Händen greifen, daß es Wahnsinn ist, blutroter Wahnsinn, der da auf uns lauert. Verflucht! Ich darf nicht länger grübeln, sonst werd ich darüber verrückt. Vor das Gewehr! Ein Feind vor dir! Ist das denn nicht mehr Mann gegen Mann! Was schadets, daß das Gewehr nun besser trifft! Ziel aufstehend, mitten in die Brust — — — — — Wer ist es eigentlich, den ich da vor mir habe? den ich jetzt erschießen will? — Ein Feind? Was ist ein Feind?

Und wieder seh ich mich an jenem wunderschönen Ferienmorgen auf dem französischen

Bahnhof, und wieder seh ich neugierig aus dem Fenster hinaus. Fremdes Land und fremde Leute. Der Augenblick zur Abfahrt ist gekommen. Schon gibt der Stationsvorsteher das Zeichen. Da reicht ein altes Mütterchen die zitternde Hand zum Fenster hinauf, und ein junger, blühender Mensch, der mit uns fährt, nimmt diese weisse Hand und streichelt sie, daß der Alten die Tränen von den mütterlichen Wangen fließen. Sie spricht kein Wort. Sie sieht nur ihren Jungen an, und der Junge sieht auf seine Mutter nieder. Da kommt es mir wie eine Offenbarung: Franzosen können weinen. Das ist ja alles wie bei uns. Sie weinen, wenn sie voneinander Abschied nehmen. Sie lieben sich und fühlen Schmerzen. — — — Und als der Zug nun aus dem Bahnhof rollte, sah ich noch immer zum Fenster hinaus, und wie die Alte so verlassen auf dem Bahnhof stand und regungslos dem Zuge nachschaute, da mußte ich meiner eigenen Mutter gedenken. Das war ich selber, der da Abschied nahm, und dort auf dem Bahnsteig weinte meine arme, alte Mutter. Taschentücher wehten im Winde. Die Hände winkten und ich

winkte mit; denn ich war einer von den ihrigen — — —

Und wieder leg ich an und ziele mitten in die Scheibe.

Ich will mich nicht länger mit Gedanken quälen —

Die Scheibe scheint mir näher gerückt.

Auf einmal ist es mir, als tritt die blaugemalte Figur aus ihrem weißen Viereck heraus. Ich starre hin. Ich sehe deutlich ein Gesicht vor mir. Ich hab den Finger an dem Abzugsbügel und habe Druckpunkt genommen. Weshalb zieh ich nicht durch? Der Finger zittert mir — — jetzt! jetzt! erkenn ich das Gesicht! Es ist der junge Mensch aus Nancy, der von seiner Mutter Abschied nahm! —

Da schnappt die Feder und ich schreke tief zusammen, denn — ich habe abgedrückt auf das lebendige Gesicht. Mörder! Mörder! Du hast der Mutter ihren einzigen Sohn erschossen! Du bist ein Brudermörder! — — —

Ich raff mich auf. Ich nehme mich zusammen. Ein Mörder?

Torheit! Ein Phantast!

Du bist Soldat!

Soldaten sind nicht Menschen mehr! Es gilt das Vaterland!

Und gelassen ziel ich auf den Feind. Triffst du ihn nicht, so trifft er dich.

„Brust auffühend abgekommen.“

V a t e r u n s e r ,
d e r D u b i s t i m H i m m e l

Freitag sind wir eingezogen. Montag sollen wir fahren. Heute, am Sonntag ist großer Kirchgang.

Ich habe diese Nacht schlecht geschlafen und fühle mich unruhig und abgespannt.

Nun sitzen wir geschlossen in der Kirche.

Die Orgel preludiert.

Ich lehne mich zurück und lausche in den dämmergrauen Raum. Vor meinen Augen steigt die Kindheit wieder auf. Ich sehe einen kleinen, feierlichen Jungen geduckt in einer Ecke sitzen und auf die fromme Handlung lauschen. Der Pastor steht vorn am Altar und singt inbrünstig die Verheißung. Von droben respondiert der Chor. Die Orgel braust daher und flutet majestätisch durch den Raum. Ich schreke tief und süß zusammen; denn Gott der Herr kommt über uns. Er steht vor mir und rührt an meinen Leib, daß ich vor grauensüßer Angst die Augen schließen muß — — — — —

Das ist nun lange, lange her und ist vergangen, wie die Jugend auch vergangen ist. —

Und seltsam, nach all den Jahren des Zweifels und Unglaubens kommt nun in diesem

klar bewußten Augenblick die längst gestorbene, inbrünstige Stimmung über mich und dringt so leidenschaftlich auf mich ein, daß ich mich ihrer kaum erwehren kann — das ist dieselbe schwere Dämmerung — das sind dieselben wehmütigen Engelstimmen — dieselbe sterbensbange Seligkeit. — — —

Ich raffe mich auf und setze mich aufrecht auf die harte, hölzerne Bank.

Drunten im Längs- und Seitenschiff, droben auf der Empore nichts als Soldatenuniformen. Und alle mit gleichmäßigen Gesichtern geradeaus zum Altar gerichtet — zu jenem bleichen Mann in würdevoll schwarzlangem Rock — zu jenem tönenden gesalbten Mund, der Gott von seinen Lippen fließen läßt.

Sieh da! Er breitet nun die Hände aus, Wir beugen unser Haupt. Er segnet uns mit einer Stimme, die aus dem Grabe kommt. Er segnet uns im Namen Gottes, des Barmherzigen. Er segnet unsere Gewehre, daß sie nicht versagen mögen, segnet die gezogenen Kanonen in den Rohrrücklaufslafetten, segnet jede kostbare Kartusche, daß ihre teure Kugel sich bezahlen möge, daß keine verloren in die

Lüfte weht, daß jede hundert Menschen fassen möge und hundert Menschen auf einmal in Stücke reiße.

Vater im Himmel! Du schaust so furchtbar still auf uns hernieder. Graut dir vor deinen Menschenkindern! Du armer und geringer Gott, du konntest nur auf Sodom und Gomorrha armselig Pech und Schwefel träufeln lassen. Wir aber, deine Kinder, die du schufst, wir rothen sie mit Schwungmaschinen aus und schlachten ganze Städte in Fabriken ab. Da stehen wir, und während wir zu deinem Sohn die Hände flehend recken und Hosanna rufen, schleudern wir dem Ebenbild Gottes Granaten und Schrapnells ins Angesicht und schießen den Menschensohn wie eine Schießbudenfigur vom Kreuz. — — —

Und nun empfangen wir das Abendmahl. Die Orgel singt geheimnisvoll von ferne, und Fleisch und Blut des Erlösers vereinigen sich mit unserm Blut.

Dort hängt er über mir am Kreuz und sieht auf mich herab.

Wie bleich doch diese Wangen starren. Und diese Augen sind die Augen eines Toten.

Wer war denn dieser Christus, der uns helfen soll, und dessen Blut wir trinken? Wie hat man uns in der Schule einst gelehrt? Hast du nicht die Menschen lieb gehabt? Und bist du nicht für alle Menschen dieser Welt gestorben? Streck deine Arme her zu mir! Ich möchte dich etwas fragen — ach, deine Arme haben sie dir ans Kreuz geschlagen, daß du nicht einen Finger nach uns rühren kannst.

Und schauernd starr ich in sein Leichenantlitz und sehe, daß er längst verblühen ist, daß er nichts als Holz und nichts als eine Puppe ist. Christus, du bist es nicht mehr, zu dem wir beten. Sieh da! Sieh da, er ist! Der neue Heilige des Christenstaates! Sieh da, er ist, der große Dschengis-Chan! Von diesem wissen wir: er fuhr mit Schwert und Feuer durch die Weltgeschichte und türmte Schädelpyramiden auf. Ja, dieser ist es! Laßt uns Berge von Menschenköpfen aufwerfen und Haufen von Menscheneingeweiden aufeinanderhäufen. Großer Dschengis-Chan! Du unser Heiliger! Du segne uns! Bitte zu deinem bluttriefenden Vater über Asiens Himmel, er möge mit uns durch die Wolken rauschen, er möge jenes

verrückte Volk zu Boden schlagen, daß es in seinem Blut sich wälzt, daß es nie mehr aus seinem Blute aufersteht! Rot wird es mir vor Augen. Auf einmal seh ich nichts als Blut vor mir. Der Himmel hat sich aufgetan, und durch die Fenster strömt der rote Fluß herein. Blut springt auf den Altar. Blutig rinnt die Wand zu Boden, und — Gott Vater tritt aus dem Blut hervor. Es sträubt sich seine rote Schuppenhaut, und Bart und Haare triefen rot. Blutrieche steht vor mir. Er setzt sich hinterwärts auf den Altar und lacht aus fetten, ungeschlachten Lippen — — da sitzt der König von Dahome und schlachtet seine Sklaven ab. Der schwarze Henker hebt das Schwert und schwingt es über mir. Gleich springt mein Kopf hinunter auf die Fliesen, gleich spritzt der rote Strahl aus meinem Hals — — Mörder! Mörder! Nichts als Mörder! Herr Gott im Himmel Mörder über dir!! — —

Da —

knarrend springt die Kirchentür —
Licht, Luft, der blaue Himmel stürzt herein.

Ich atme auf. Wir haben uns erhoben und kommen endlich aus der Dämmerung ins Freie.

Noch zittern mir die Knie.

Wir ordnen uns zu Sektionen, und — die Straße hinunter tappen wir im Gleichschritt auf nägelschlagenen Stiefeln der Kaserne zu. Und wie ich die Kameraden neben mir so selbstverständlich, so gefaßt dahinschreiten sehe, da schäme ich mich und nenne mich einen elenden Feigling. Welch ein schwachnerviges, hysterisches Geschlecht, das kein Blut mehr sehen kann, ohne in Ohnmacht zu fallen! Du neurasthenischer Enkel deiner bauernstarken Ahnen, die da jauchzten, wenn es in den Streit ging!

Und ich raffe mich zusammen und hebe den Nacken hoch:

Ein Feigling war ich nie. Und Aug in Auge habe ich noch immer meinen Mann gestanden und werd es auch diesmal tun, mög da kommen, was da will.

D i e l e t z t e N a c h t

Ich liege im Bett und zähle langsam bis Hundert. Es ist wohl schon um Mitternacht, und noch immer vermag ich nicht einzuschlafen.

Die Stube hallt vom Schnarchen wieder. Rechts und links neben mir liegen sie, und wenn ich mich auf den Rücken lege, so starr ich auf die hölzerne Unterseite eines Bettes. Denn von der Tür bis zum Fenster stehen die Bettgestelle an der Wand, das zweite immer auf dem ersten. Und in jedem Bette liegt ein schlafender Soldat. — —

Ab und zu wühlt einer und wälzt sich schwer auf die andere Seite.

Hinten am Fenster murmelt einer im Schlaf. Plötzlich ruft er mit lauter Stimme: „Und id bin dat nich wesen! Ich heff keen Stück von den Droht anreurt. Meenen See, id bin 'n Spitzboov!“

Das klingt so wirklich wie im Wachen. Ich will ihn anrufen. Da ist es schon wieder still, und ich lausche, was nun kommt. Er aber schweigt und träumt weiter. Er willt noch mitten in der Werkstatt und soll doch morgen in den Krieg gefahren werden.

Und nichts als schlafende und schnarchende Menschen.

Ob da wohl noch einer in der Kaserne mit offenen Augen liegt und in die Zukunft starrt —

Und meine Gedanken schweifen nach Hause. Ob sie wohl diese Nacht geschlafen hat. Ob sie wohl an mich denken mag — — wie es wohl dem Kleinen geht, er hatte es mit den Zähnen zu tun. — — Es ist nicht gut, so jung sich zu verheiraten. Die unverheiratet nun ziehen, sind besser dran. — — Ob der Krieg wohl lange dauern wird? Wir haben einen kleinen Spargroschen zurückgelegt. Aber was will das bei diesen teuren Zeiten sagen? Die Unterstützung für Frau und Kinder ist so gering, daß sie nicht einmal zur Miete reicht. Woher soll sie nun Geld bekommen, wenn das Sparkassenbuch erledigt ist? — — Sie wird zum Nähen gehen müssen. — Was aber, wenn hunderttausend andere mit ihr zum Nähen gehen? Dann muß sie eben ein Geschäft anfangen, einen Grünladen aufmachen. — Und wenn nun aber hunderttausend einen Laden auf tun? — —

Für eure Frauen und Kinder sorgt der Staat! so hieß es gestern beim Regimentsappell. Nun, man braucht ja nicht gleich ans

Außerste zu denken. Der Krieg kann schnell vorüber sein. Vielleicht kommt es gar nicht erst zu großen Schlachten. Vielleicht besinnen sie sich noch und lenken ein. — —

Und da wird mir wieder leicht zu Mute. Ich sehe mich im Geiste schon wieder auf meinem Kontorbock sitzen und Konnossemente schreiben. Ein Blick auf die Uhr. — Es ist so weit — noch ein paar letzte Federstriche. Dann wird die Feder eiligst hingelegt. Die Kontorjoppe an den Nagel gehängt! Und nun rasch umgezogen — hinaus! auf die Straße; denn Dora wartet mit dem Abendbrot. Da ist ja schon die Stadthausbrücke mit den beiden großen dreiarmligen Laternen. — — Wer steht denn dort am Brückengeländer und starrt so regungslos in den Kanal hinunter? Es ist eine Frau. Sie muß so aus der Küche gelaufen sein; denn das Schürzenband hängt ihr unordentlich vom Rücken zur Erde herunter. Auf einmal kommt mir ihr rotgestreifter Rock so bekannt vor, und wie ich hinter ihr stehe, wendet sie sich lautlos um und sieht mich aus großen Augen an.

„Dora! bist du es?“

Da senkt sie ihr tränenüberströmtes Gesicht und sagt tonlos vor sich hin:

„Sie haben mir meinen Mann erschossen.“

„Über Dora!“ ruf ich ihr angstvoll zu — und es schießt mir durch den Kopf: sie ist krank geworden — „hier bin ich ja! Kennst du mich nicht mehr!“

Sie aber schüttelt den Kopf und wendet sich trostlos von mir ab und geht dahin als eine Fremde.

„Dora!“ schrei ich auf. „Dora!“ und strecke die Arme nach der entschwindenden Gestalt. Ein Schluchzen würgt mir im Hals. — — —

Da fahr ich auf — und sitze aufgestützt in meinem Bett. Durch das Fenster tönt langgezogen das Signal zum Wecken. Die Morgendämmerung sieht durch die Scheiben.

So bin ich doch noch eingenickt und habe keinen guten Traum geträumt. Aber ich habe nicht Zeit, ihm nachzusinnen, denn auf dem Korridor werden Schritte laut. Nägelbeschlagnene Stiefel klappern über die Fliesen. Die Tür wird aufgerissen.

Aufstehn!!

schreit eine helle Stimme zur Stube herein.

Es ist der Unteroffizier vom Dienst. Schon ist er bei der nächsten Tür. Und gähmend und die Arme streckend erheben sich verschlafene Gestalten von den Betten, steigen heraus und schlüpfen fröstelnd in die Hosen hinein. Unlustig reden sich die Glieder und räkeln sich, bis das zweite freundlichere Morgensignal „Kaffeeholer raus!“ dem nüchternen Magen Schwung und Leben gibt.

D e r A b s c h i e d

„So ziehen wir zum Tor hinaus,
Vater, Mutter einen Gruß zu Haus.
Wann treffen wir wiederum zusammen?
Wann treffen wir wiederum zusammen? —
In der Ewigkeit!“
(Alles Soldatenlied)

Schon stehen wir auf dem Kasernenhof —
— feldmarschmäßig. Wir haben die Ge-
wehre zusammengesetzt und sind weggetreten. An
Anzug nachsehen und dergleichen denkt heute
kein Mensch. Es geht jetzt im Geschwindigkeit.

„Uns Gepäck!“ —

„Umhängen!“

Wie schwer der gepackte Tornister in den
Händen wiegt, und doch, so wie er auf dem
Büchel sitzt, merkt man ihn nicht so sehr.

„Gewehr in die — Hand!“ —

„Das Gewehr — über!“

Als ob es zur Parade ginge, so schneidig
klingt die Kommandostimme des Hauptmanns.
Und als ob es zur Parade ginge, greifen wir
ins Eisen, und die Griffe klappen.

„Mit Gruppen rechts schwenkt — marsch!“

Und zu vieren schwenken wir kurz herum.

„Fünfte, sechste, siebente, achte Kompagnie!“
ruft der Major, der in der Mitte hält.

Wir sind die achte Kompagnie und hängen
an die siebente an. Die Pforten des Kasernen-
hofes haben sich geöffnet. Wir marschieren
hinaus. Unsere Beine schlagen im gestreckten
Paradeschritt das Straßenpflaster.

„Rührt euch!“

Und die Beine lösen sich und schreiten natürlich weiter.

Die Straßen sind voll Menschen. Zu beiden Seiten stehen sie auf dem Trottoir und lassen uns vorübermarschieren. Noch ist es früh am Morgen, und doch ist schon die ganze Stadt auf den Beinen. Es hat sie nicht in den Betten gelassen. Sie wollen die Soldaten abmarschieren sehen.

Und sie winken uns mit den Augen und mit den Händen zu.

Ein fünfzehnjähriger Junge läuft neben unserer Reihe her. Sein Bruder marschiert in unserer Gruppe.

„Mutter läßt auch grüßen, es ging ihr wieder besser — — aufstehn konnte sie noch nicht, sonst wär sie heut morgen mitgekommen — aber ich sollte dir dies noch von ihr geben —“

Und der Junge streckt dem Bruder die offene Hand hin und will ihm etwas überreichen, was in Papier gewickelt ist — — Geld. Aber der Ältere weist es zurück:

„Steck weg! Ich ließ ihr sagen, sie sollt es selber brauchen und sich tüchtig pflegen und

wenn wir wieder zurückkommen, gesund und munter sein.“

Zögernd steckt der Junge das Geld in die Tasche.

Ein wenig nach vorne trippelt eine junge Frau nebenher. Wir haben ein ziemlich flottes Tempo, und sie muß Trab laufen, um mitzukommen. Aber ob die Füße auch an das holprige Pflaster haften, sie wendet nicht die Augen von ihrem Gatten ab. Was sie sich noch zu guter Letzt zu sagen haben, können wir nicht verstehen. Aber ihre Gebärde, ihre komisch rührende Anhänglichkeit verstehen wir.

Und nun werden es immer mehr, die sich unterwegs ihrem Soldaten zugesellen. Neben jeder Sektion laufen ein paar, die ihren Angehörigen das Geleite geben. Weißhaarige Väter und Mütter, die sorgenvoll dareinschauen, Schwestern, Bräute, Frauen.

Eine ist darunter, der sieht mans an, daß sie schwanger ist. Das wird ein mutterseelenallein verlassenes Kindbett geben.

Mein Nebenmann, ein schweigsamer Holsteiner, der bisher den ganzen Weg finster vor sich hingestarrt hat, wendet sich halb zu mir hin:

„Wieveel Kinner dor woll unnerwegens sind, de ehren Vadder nich to sehn kriegt.“

Und dann taut er auf und fängt von seinem Bruder an, der mit dem Truppentransport vor zwei Tagen fort mußte, und der am selben Tag eingezogen wurde, als seine Frau ein Kind bekam, so daß er sie im Wochenfieber zurückließ.

„Dat geht nich mehr wie unner Minschen to.“

Die Trommler und Pfeifer sehen lustig ein und quinkelieren einen hellen Marsch.

Jrgendwo ruft einer aus der Menge mit laut krähender Stimme:

„Huraaa!“

Die andern fallen ein. Es pflanzt sich fort die ganze Straße entlang und hört nicht wieder auf.

Den Holsteiner aber rührt das nicht.

„Wat is dat vörn Uptog. De Minschen sind rein wie verrückt. Und keen weet mehr, wat he deit.“

Ich schiele zu ihm hinüber. Er grübelt undurchdringlich vor sich hin. Dann fängt er wieder an:

„Jä hev 'n froo un drie Kinner to Hus laten. De kriegt tosam 'n poor Groschen denn

Dag un wieder nix. Dorvon füllt veer Minschen leben.“

Nun sucht ihn ein anderer aufzuheitern:

„Dor findt sid annere, de vor jem sorgt.“

„Wat? annere?“ grollt es aus der Tiefe, „de hefft genug vor sid to sorgen. Wenn id to Hus kom, sünd se alltosam krepirt. Dat beste is, man kummt gornich wedder no Hus...“

Da fährt die große Trommel ihm in seine Litanei. Ein dumpfer zitternder Schlag. Er kündigt die Regimentsmusik an und befiehlt den Trommlern und Pfeifern abzubrechen.

Und wieder tief und mahnend:

Bumm!!

Die Pfeifer blasen den Generalmarsch.

Und nun —

Die Regimentsmusik setzt ein. Man mag sich sträuben wie man will. Das fährt so kriegerisch durch die aufgeregten Straßen, trompetet von der Häuserwand zurück, das quirlt so hell ins Blut und treibt die Nachtgespenster aus dem Kopf. Da beleben sich die Muskeln, der Kopf geht in den Nacken und die Beine stolzieren im geeinten Takt. Und dieser Takt geht durch die ganze Menge. Die Menge ist

elektrifiziert. Sie winken von dem Bürgersteig, sie winken aus den Fenstern, sie winken von den Balkonen. Tücher werden geschwenkt — und nun fängt es vorn zu singen an. Sie schreien und singen durcheinander. Es wächst die Melodie, bis sie sich durchgerungen hat und als ein Sturmwind über unsere Köpfe braust:

die Nationalhymne!

Die ganze Straße singt.

Die Regimentsmusik hat vor dem alles hinreißenden Liede kapituliert. Jetzt aber fällt sie feierlich ein.

Die Menge entblößt die Köpfe. Und nichts als leuchtende Gesichter, gebannt marschierende Gestalten, ein lodernd Volk, entzündet zu Begeisterung.

Wir schreiten durch die singende verzückte Stadt, bis wir zum Bahnhof kommen, bis wir zuletzt auf dem gesperrten Perron zur Ruhe kommen. Da steht auch schon der Zug.

Droben auf der Brücke, die übers Geleise führt, staut es sich schwarz voll Menschen und ruft und winkt hinunter.

Schon sind wir eingeteilt.

Acht Mann in ein Coupé.

„Carattata!“ ruft das Signal zum Einsteigen, und die Türen werden aufgerissen. Kaum haben wir Cornister und Gewehr verstaут und die Feldmützen aufgesetzt, da zieht die Lokomotive an, und unter donnerndem Hurra gleiten wir zum Bahnhof hinaus und lassen hinter uns ein fern verhallendes Brausen, ein ersterbend Summen — die Stadt, die ihren Soldaten das letzte Lebewohl zuruft.

Wir haben es uns gemütlich gemacht. Wir sitzen und schmauchen unser Pfeifchen. Drei, die nicht aus der Rolle fallen können, haben sich schon zum Kartenspiel zusammengefunden. Ein paar sitzen in der Ecke und machen einen Klöhn. Der Holsteiner sitzt allein und nimmt keinen Anteil.

Ich sehe aus dem Fenster und sehe die Landschaft vor meinen Augen vorüberfliegen. Noch steckt mir der Jubel im Blut. Ich habe eine große Stunde erlebt. Wo eine Volksmenge aus dem Staub des Alltags sich aufschwingt, wird sie unwiderstehlich und nimmt auch den mit fort, der kühlen Blutes sich entziehen möchte.

Und wir eilen vorbei an Wäldern und Flüssen, an Wiesen, die ich nicht zu Ende sehen kann,

an Hügeln, die in der Ferne blauen, an un-
ermesslich reichem Land, das golden in Ähren
steht.

Darüber glänzt die deutsche Sonne.

Und ich möchte die Arme breiten:

Ja! Deutschland ist schön und groß — und
wert, daß man darum sein Blut vergießt.

W i e K r ä u t e r i m M a i e n

Wir sind vom Wege abgewichen und müssen über ein Stoppelfeld. Hier ist gestern die Schlacht gewesen; denn das Feld ist mit Toten besät. Die Verwundeten haben sie aufgelesen. Aber noch haben sie keine Zeit gehabt, die Gebliebenen zu bestatten.

Der erste Tote, den wir sahen, ließ uns verstummen. Erst begriffen wir kaum, was das bedeuten sollte — diese leblos hingestreckte neue Uniform — — — wie er da lag, man glaubte nicht so recht an seinen Tod. Es juckte einem auf der Zunge. Es schien, als ob man im Manöver wär, und da lag einer im Graben und hatte in der Sonne schlapp gemacht. Ein derber Soldatenwitz, ein lustiger Zuruf soll ihm auf die Knickebeine helfen.

„Hel du anner! Kopf hoch! Kinn anzieh!“

Aber das Wort gefror schon in der Kehle; denn von dem Toten wehte es zu uns herüber, und eine kalte Faust griff uns ans erschrockene Herz:

Das war der Tod! Nun wußten wir: so sieht es aus, und wir wandten den Kopf zurück und erschauerten.

Dann aber wurden es immer mehr.

Und nun haben wir uns daran gewöhnt. —

Seltfam, ich sehe in diese schweigenden Gesichter, die uns auszulachen scheinen und sehe auf diese Wunden, die zu phantastischen Gebärden sich erheben, als gingen sie mich gar nichts an. So kühl, so unwirklich ist mir zu Mute. Als lägen diese Leichname in Glaskästen, als wäre ich in einem anatomischen Museum und starrte mit pietätlos zudringlichen Augen auf wissenschaftliche Präparate.

Mitunter sind gar keine Wunden zu sehen. Die Geschosse sind irgendwo durch die Uniform gegangen und haben die Weichteile glatt durchschlagen.

In grotesken Stellungen sind sie zu Leichen erstarrt, als hätte hier der Tod Figuren abgeworfen. Gewisse Todesschemen kehren wieder. Die Hände vorgestreckt — ins Gras gekrallt — auf das Gesicht gefallen — jener, der auf dem Rücken liegt, hält, als hätte er die Wunde stillen wollen, die Hand fest auf den Unterleib gepreßt. — — —

Ich sah einmal auf dem Lande einem Hammelschlachten zu. Da lag das Tier und wartete auf seinen Schlächter. Und als das

kurze Messer ihm Luftröhre und Schlagader zerschnitt, und warm das Blut aus dem Halse sprang, sah ich nur immer das große Auge an, wie es sich im Kopfe weitete und schreckhaft glozte, bis es zuletzt zu trübem Glase wurde.

Verglaste Augen haben auch alle diese hier und blecken in den Himmel. Sie liegen hingestreckt, als ob sie auf der Schlachtbank lägen — — ja getroffen werden und tot niederfallen, da ist nichts weiter dabei. Aber durch die Brust, durch den Unterleib geschossen werden und stundenlang im Wundfieber zu brennen, den zerfetzten Leib im nassen Grase zu fühlen und in den erbarmungslos blauen Himmel zu starren, weil die verfluchten Augen noch immer nicht verglasiert wollen . . .

Ich wende mich von ihnen ab, ich zwingen mich, vorbeizusehen an diesen höhnend bunt-schreckigen Plastiken des Todes. —

Und schon bin ich entrückt und sitze zu Haus in meinem Arbeitsstübchen. Da steht die Kaffeetasse gemütlich vor mir. Da leuchtet mir mein Bücherregal entgegen. Da locken die geliebten Klassiker, und vor mir liegt aufgeschlagen

mein Buch der Bücher: Faust. Und ich lese und lasse die wunderfame Arbeitsruhe mir durch das sehnsüchtige Blut perlen — — —

Die Tür geht auf. Ein kleines Mädchen und ein Knirps, den eben erst die Beine tragen, stecken die Näslein zur Tür herein.

„Papa, dürfen wir?“

Ich nicke ihnen zu. Da breiten sie die Armlein aus und stürmen auf mich ein: Papa! Und schon klettern sie auf meinen Schoß, und ich lasse sie reiten — „reiten in den Krieg“.

Sie aber schlingen ihre weichen Arme um meinen Hals, bis ich zuletzt sie auf den Boden niedersehe: Nun geht zur Mutter — — —

Und jetzt —

Ein neues Bild. Wie deutlich ich es nur sehe. Wir sind am Sonntag nachmittag hinaus vors Dammtor gepilgert — mit Kind und Kegel. Ich sehe frisch und hold die grüne Wiese und sehe frisch und hold die beiden Kleinen. Da tummeln sie sich im Gras und laufen den Schmetterlingen nach und lachen mir entgegen und jauchzen hinter dem Ball darein, den ich ihnen im Spiel zugeworfen habe. Und der Himmel spannt sich darüber

so sonntagsblau und zuversichtlich, als könnte das nimmer ein Ende haben . . . und Dora lächelt mich aus stillen Augen an . . .

Da schreck ich auf — ich fühle den Tornister auf meinem Rücken — ich fühle mein Gewehr — ich sehe wieder die Toten zu meinen Füßen — — mein Gott! wie ist das möglich! Wie können diese beiden Welten so furchtbar nahe nebeneinander sein! — —

Und wir schreiten dahin durch junge, frische Leichensaat. Keiner spricht ein Wort. Kein Scherz wird laut. Wie sie verstohlen seitwärts blicken, wenn ein allzu bunt entstellter Leichnam uns entgegengleißt . . .

Was wohl in diesen Köpfen vorgeht.

Arbeiter, Kaufleute, Handwerker und Knechte sind es zumeist. Noch haben sie selber kein Pulver gerochen, noch haben sie kein Feuer gesehen. Das macht es wohl, daß sie so stumm geworden sind.

Da spricht auf einmal eine Stimme neben mir, und es ist, als ob die Stimme knöchern auf das Schweigen prallt:

„Du liegt hier rum wie Schiet!“

Das war der Holsteiner neben mir. Dann schweigt auch er, und nun wird mir zu Mut,

als könnt ich hinter diesen scheuen Augen lesen, als könnt ichs mit Händen greifen, was da in diesen dumpfen Gehirnen wühlt:

Sie alle kommen aus jener andern Welt, da das Leben uns küßte und wonnig unsern Leib umschlang. Zu Menschen habt ihr uns gemacht! Nun gilt nicht länger, daß wir Menschen gewesen sind. Nun gilt nicht Lust und Liebe mehr, nun gilt nicht Fleisch und Leben, nun gilt nur Blut und Leichen noch. Wie haben wir in jener Welt gezittert, wenn nur ein nacktes Menschenleben in Gefahr gewesen. Wie sind wir in das brennende Haus gestürzt, um ein altes, lendenlahmes Mütterchen dem langesehnten Tode abzujagen! Wie sind wir in den dezemberkalten Fluß gesprungen, um ein verhungert Bettelkind den stillen Fluten zu entreißen. Wir litten nicht, daß einer sich vor unsern Augen heimlich aus dem Leben stahl. Erhängte schnitten wir von ihrem letzten Seufzer ab und stießen sie ins Leben zurück. Halbverfaulten Schwächern taten wir barmherzig einen neuen Körper an. Mit Pillen, Elixieren und Mixturen, mit Kräuterärzten, Professoren und Chirurgen,

mit Brennen, Schneiden und Elektrifizieren halfen wir dem hingefunkenen Leben wieder auf und flammten das erloschene mit Sauerstoff und Radium und allen Elementen an. Es gab nichts Größeres, nichts Heiligeres als das Leben. Das Leben ist uns alles, ist uns das kostbarste der Güter auf Erden gewesen...

Und hier liegt das kostbarste Gut — hier liegen wir verschwendet und vertan — verachtet wie der Staub am Wege... und wir schreiten darüber hin wie über Staub und Stein.

B l u t u n d E i s e n

„Kein schöner Tod ist auf der Welt,
als wer vorm Feind erschlagen.“

Wir hatten den ganzen Morgen in der prallen Sonne marschirt, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, denn die Gegend war wasserarm, es hatte seit Wochen nicht geregnet. Die Zunge dörrte und die Kehle brannte. Als wir am Mittag durch ein Gehößt gekommen waren und einen letzten schmutzigen Tropfen Wasser fanden, da wars, als wär das Wasser im Munde verdampft, noch ehe es in den Magen floß. Dann war es endlos weitergegangen, und fast brachte es Erlöfung, als endlich aus der Ferne der erste Kanonenschuß zu uns herüberrollte.

Das Schießen wurde heftiger, und bald verließen wir die Chaussee und bogen in einen Feldweg ein. Es ging im Eilmarschtempo. Die Gesichter glühten vor Durst und Hitze. In eine dicke Staubwolke war die Kolonne gehüllt. Staub schmeckte man statt Wasser auf der Zunge, dick lag der Staub wie eine Mehlschicht auf den Wangen — — —

Und wortlos eilen wir dahin. Der Weißdorn sperrt den Blick zu beiden Seiten ab. Nur dumpfe Schritte, wandelnde Tornister, schwarzes, klapperndes Kochgeschirr, schieftragende

Gewehre — Hast und Staub . . . Da stolpert einer über einen Stein am Wege und droht, dem Vordermann in den Rücken zu fallen . . . doch kein Gelächter läßt sich hören — es geht im halben Lauffschritt hin — mitunter, wenn in der Hecke eine Lücke an uns vorüberhuscht, kann man vorgehende Schützenlinien im Gelände sehen — jetzt endlich gibts ein Stoßen . . . halt . . . Gewehr ab . . . und nun durch eine Öffnung durch den Knick hinaus aufs freie Feld . . . Schwärmen mit fünf Schritt Zwischenraum . . . vor geht die langgezogene Schützenlinie, das Gewehr im Arm . . . Vor unsern Augen nichts als grüne Felder. Mitten dazwischen leuchtet grell ein gelbes Rapsfeld auf. Vor uns, genau in unserer Front ein dunkler Wald . . . vom Feind ist nichts zu sehen. Rechts von uns sind sie schon weiter vorgegangen. Links brechen sie eben aus der Hecke und schwärmen aus, die Angriffslinie zu verlängern.

Und unaufhörlich dröhnt es in der Luft.

Ich sehe nicht, wo es geschossen hat und sehe nicht, wonach sie schießen. Mit Eisendonner ist die Luft gefüllt. Er legt sich wie

ein Ring um meine Brust. Ich spüre deutlich, daß mein Brustkasten wie ein ausgespannter Resonanzboden erzittert —

Was ist denn das?

Wie Peitschen knallt es irgendwo . . . so hell . . . so fern . . . so abgerissen knattert es wie von dem Schießstand her . . .

Da — neben mir fällt einer hin, fällt aufs Gewehr und liegt und gibt nicht einen Mucks von sich . . . ein Kopfschuß durchs Gehirn . . . das ist das Peitschenknallen, drüben vom Walde kommt es her. Da liegen irgendwo am Rand feindliche Schützen und nehmen uns unter Feuer — —

Was nun?

Hinlegen — Stellung — Deckung!

Doch kein Kommando ruft. Wir rücken unberührt, als gingen diese Kugeln uns nichts an, weiter dem Walde entgegen. Noch ist das Schützenfeuer zu gering, noch sind wir nicht genügend nahe an den Feind heran.

Es ist ein unbehagliches Gefühl, zu wissen, daß dort drüben Mündungen auf uns gerichtet sind. Wir gehen fast so hastig und verbast, wie Rekruten bei der ersten Felddienstübung.

Im Gehen wende ich den Kopf. Da seh ich hinter mir neue Schützenketten uns folgen, eine hinter der andern, Verstärkungen, die hernach einschließen sollen. —

Was kriecht denn dort hinter der Front auf der Erde? Hier einer, da einer — das sieht so neu und seltsam aus. Sie kriechen rückwärts aus dem Schußfeld. Und einen seh ich, wie er auf einmal sich erheben will, wie er mit beiden Händen das Gewehr umfaßt und sich an dem Gewehr emporzieht. Und nun breitet er die Arme aus, fällt hinten über und streckt die Hände weit von sich... die Hände wippen noch im Gras — — ich sehe rückwärts wie gebannt, während die Beine vorwärts schreiten —

Auf einmal aber rattert es drüben im Walde los und schnurrt wie Riesenuhren, die ins Laufen kamen —

„Hinlegen!!!“

Da liegen wir auch schon wie hingemäht auf dem Bauch, und jeder weiß, was das gewesen ist. Drüben im Walde sind Maschinengewehre maskiert, die werden uns nun beschießen. Ich fühle, wie mein Herz gegen die

Rippen klopft. Ein Maschinengewehr gleich einer Kompagnie, erklärte uns einst der Alte, als wir im Kaisermandöver bei einem Sturmangriff samt und sonders von Maschinengewehren über den Haufen geschossen waren.

Was nun?

Vorsichtig und ohne ihn zu erheben, dreh ich den Kopf. Auch hinter uns die Schützenketten, die uns nahe waren, sind vom Erdboden verschwunden, auch sie ducken sich ins Gras. Nur außerhalb der Schußlinie ziehen sie noch heran.

Werden wir zurückgehen müssen? Sollen wir angreifen?

Da hallt auch schon das Feuerkommando und wird eifrig von Gruppe zu Gruppe weiter gerufen:

„Schnellfeuer auf den Wald!“

Ja, wohin denn schießen? Die Schützen sind im Liegen nicht zu sehen. Die tun uns nichts, die werden bald im Holz verschwunden sein. Aber die Maschinen, die haben sie gut im Grünen verborgen. —

Der Leutnant, der kaum fünf Schritt neben mir im Grase liegt, stützt die Ellbogen auf

und sieht angestrengt durchs Glas. — Ich weiß, was seine Seele spannt. Er ist ein hübscher, prächtiger Junge, für den sogar wir alten vollbärtigen Knaben durchs Feuer gehen; denn er gibt sich frisch von der Leber weg und ohne adeliges Näßeln, so wie es jungen Leuten zukommt. Wir haben neulich auf dem Marsch, als ich in der letzten Rotte marschierte, von Liliencron gesprochen. Seitdem mutet er mich an, als wäre er geradeswegs aus einer Liliencron'schen Kriegsnovelle herausgestiegen. Er brennt darauf, die ersten Lorbeeren sich zu pflücken. Aber so sehr er auch an dem Okular dreht und den Nacken reckt, er kann doch nichts vom Feind entdecken, und wir knallen sinnlos in den Wald hinein und schießen dort wohl die Blätter und die Vögel von den Bäumen.

„Neben der großen Eiche! Rechts im Gebüsch!“ ruft irgendeiner von den Mannschaften.

Ich starre hin und sehe nichts.

Und wieder hör ich ringsum die Geschütze brummen. Weit aus der Ferne irgendwo hallt gegen tiefen Eisenbaß ein helles, langgezogenes Kommando an. Es zuckt wie Nerv und Hirn auf dunkler Eisenwand.

Da hinten rechts, da laufen sie. Und aus der Ferne knattert es wie toll.

„Mein Zug! Sprung auf! marsch! marsch!“

Das war bei uns . . . da stürzt der Leutnant mit gezücktem Degen vor . . . ich liege noch und habe wie mechanisch das rechte Knie dicht an den Leib gezogen . . . schon hebt es sich von links und rechts und springt voran . . . ein Ruck! schief rutscht mir der Tornister in den Nacken . . . da schnell ich auf und, das Gewehr in der Rechten, lauf ich, was die Beine hergeben wollen . . .

Doch wie wir uns erhoben haben, schnurren im Walde die Maschinen los und lassen Blei in unsere Reihen regnen, daß es links und rechts aufschreit und in Verrenkungen zu Boden stürzt.

„Hinlegen!! Schnellfeuer!!“

Die Reihe liegt. Und wieder feuern wir verzweifelt in den Wald hinein und können nichts von unserm Gegner sehen. Kein Mannesarm erhebt sich wider uns, kein Mannesauge fordert uns heraus. Der Wald, der grüne Wald ermordet uns von weitem, ehe wir ein Menschenantlitz sehen.

Und während links und rechts von mir die Flinten unaufhörlich knallen, stößt mir der grimme Hohn ins Blut und flammt vor meinen Augen auf: ich sehe Schuppenpanzer und Visier... es brechen strahlend hoch zu Roß die Ritter aus dem Wald und ich, ein wilder Reitersmann aus der Vergangenheit, ich springe auf mein Pferd — es fliegt mein breites Schwert und küßt die Morgenluft — und nun wie Wetter drauf! Da blißen Augen mir entgegen, und Fäuste heben sich zum Waffentanz — und Hieb um Hieb, Brust gegen Brust, die junge stolze Manneskraft... hahahaha! was da? wo sind denn Roß und Reiter hin? wo ist mein Schwert? wir laufen ja nicht einmal gegen Menschen an. Maschinen sind auf uns gezückt. Wir laufen ja nur gegen die Maschinen an. Und die Maschine triumphiert in unser Fleisch hinein. Und die Maschine trinkt das Blut aus unsern Adern und säuft es eimerweise aus. Schon liegen hinter uns die Angeschossenen in Reihen hingemäht und wälzen sich auf ihren Wunden. Und doch stürmt es von hinten nach, zu hunderten, junges, gesundes Menschenfleisch, das die Maschine schlachten wird...

„Sprung auf! marsch! marsch!“

Da stürmt der junge, kühne Leutnant hin... er schwingt den Degen feurig über seinem Haupte... ein malerisches Bild... ich lauf ihm nach... ich höre sein Hurra... Da schwankt das schöne Bild... Der Degen fliegt... Der Leutnant stolpert und schlägt mit dem Gesicht auf kurze harte Stoppeln auf... ich aber spring an ihm vorbei... ich höre nichts mehr als das unheimliche Surren aus dem Wald... ich fühle, wie das Blei in unsere Reihen klatscht und wie es links und rechts zu Boden bricht... Hinlegen! Schnellfeuer!.. ich werf mich hin und reiße das Gewehr nach vorn... warum bleibt das Kommando aus? Kein Leutnant ruft, kein Unteroffizier... wohl zwanzig Schritte erst der nächste Mann... und dann noch einer... nur wir drei...

Erschossen liegt der erste Zug im Stoppelfeld... was nun? Der Boden wird lebendig hinter uns... und Klappern, Keuchen und Geschrei... und wieder rasselt dumpf der Wald... Da liegen sie und atmen schwer... kein Wort... die Flinte vor... und Schuß

auf Schuß . . . das ist die sechste und die siebte Kompanie . . . sie haben unsere Lücken ausgefüllt.

„Sprung auf! marsch! marsch!“

Vor stürzt der Kopf, vor stürzt der Körper in die Kugelzone und springt dahin, die Augen gierig an den Erdboden geklammert, den nächsten Maulwurfshügel niederstürzend zu erspähen. Und wenn das aufgeregte „Hinlegen“ sich überschlägt, stolpern auch wir und liegen da wie hingefegt . . . und siehe da, er kommt herbei, der mörderische Wald . . . „Sprung auf! marsch! marsch!“ . . . Wer weiß es, ob er schon getroffen ist . . . Da hinter dem Gebüsch, da kam es her . . . da knatterte der Kugelstrahl . . . da zwischen weißen Buchenstämmen sprang der Bleibaum uns entgegen . . . Da hinter diesem grünen Wall, da sieht der Mord und schießt uns Arm und Bein vom Rumpf . . . erwürgen! wie er uns erwürgt! zerreißen, wie er uns zerreißt!

„Sprung auf! marsch! marsch!“ Der Körper rast im Wirbelsturm: — der Wald! der Wald . . . Die letzte Muskel ist noch auf den Wald gespannt . . . als wär die Seele aus dem Leib

gesprungen, so jagt der Leib ihr nach, dem Walde zu . . . zerschossene Lungen laufen und durchbohrte Lebern springen noch dahin . . . und trifft es nicht den Kopf, springst du auch diesmal wieder auf, und fällst du hin, kriechst du auf allen vieren in den Wald . . .

Was da? — — —

Es ist auf einmal still geworden . . .

Die Maschinen sind verstummt . . .

Kein Schuß, kein Feuerbogen mehr . . . da — in den Büschen rauscht es auf . . . Die Zweige schlagen oben heftig aneinander — sieh! durch die Bäume fliehet es hin und schleppt und schiebt — — nun wollen sie zu guter Letzt die kostbaren Maschinen vor uns retten.

Sal! sal! es dröhnt der Erdboden und zittert unter unserm Leib . . . Hurragebrüll, geschwungene Gewehre, so kommt es hinter uns . . . nun laufen die Reserven an zum letzten Sturm . . . in dichten Haufen kommen sie gerannt — Pioniere, Jäger, Musketiere . . . ein langer Pionier springt über mich hinweg — ich sehe, wie im Sprunge seine Augen funkeln . . . auf! ihnen nach! . . . da ist das Heidekraut, . . . da ist der Wall . . . hinunter in den Graben!

und hinauf auf allen vieren . . . wo sind sie?
wo? . . . wo? . . . da an dem Tannenholz . . .
gleich werden sie verschwunden sein — vorbei
an dicken, silberhellen Baumstämmen, vorbei
an grünem Buchenlaub, darin die Sonne lacht,
stürmt nackt und rot der Blutdurst hin . . .
kopfüber durchs Gebüsch — und nun — das
zappelt so possierlich vor den Augen hin und
schlängelt in geschickten Kurven sich um Baum
und Busch . . . das klebt an der Maschine fest,
als wär es an dem Eisen angewachsen . . . ha,
ha! da in der Lichtung warten schon die Pferde.
„Laßt los! Laßt, was ihr könnt! Hunde,
laßt los!“ Sie aber lassen nicht . . . denn ihre
Pferde stampfen durch die Bäume her . . . der
Wagen schleudert in den Strängen . . . gleich
werden sie die Rohre auf den Wagen werfen . . .
und dann heidi! . . . ich kann nicht mehr —
die Bäume tanzen mir rund vor den Augen . . .
ich stolpre über eine Baumwurzel . . . schlägt
zu, schlägt zu! Da sind die unsrigen heran
und hauen blindlings auf die Köpfe drein
und stechen in gebogene Rücken und entblößte
Nacken, daß es quiekend auseinanderfährt . . .
ich raff mich auf . . . ein blutjung Bürschchen liegt

und klammert sich an sein verlassenes Geschütz . . .
fluchend springt einer auf ihn los, — das ist
der Holsteiner, barhäuptig, wutverzerrt . . . der
Junge streckt ihm die zerflossene Hand ent-
gegen . . . der Unterkiefer wackelt, doch der
Mund bleibt stumm . . . Da fährt ihm schon das
aufgepflanzte Eisen in die Brust . . . erst faßt
die Rechte, dann die zerfetzte Linke nach dem
Bajonett, als wollt er sterbend es aus seinem
Herzen ziehen, so klammert er sich an der
Klinge fest . . . ein Stoß, ein Ruck! . . . ein
heller Blutstrahl springt der Klinge nach
. . . und Herz und Atem röcheln in die welken
Blätter . . .

Erschlagen liegen rings die Menschen auf
dem braunen Waldboden . . .

noch aber leben die Maschinen. Und gegen
die Maschinen häumt das Blut, entbrennt das
Fleisch . . . Das Schanzzeug los! . . . mit hoch-
geschwungenen Äxten stürzen sie auf die Ma-
schinen los und schmettern auf die Läufe drein.
Aufschreien wie verwundet die Retorten,
darin der Tod sein Tränklein kochte . . . der
Mantel springt . . . das Kühlwasser fließt her-
aus . . . und die Lafette splittert in die Luft . . .

verbogenes Metall, Radspeichen und Patronenrahmen decken rings den Erdboden, wir aber schlagen und zertreten, was am Boden liegt, bis sich das heiße Blut an dem Metall gefühlt — — — Nun laßt es steigen hochgemut, das donnernde Viktoria! Laßt klingen Pfeifen und Trompetenschall! Das ist der Tod auf freiem Feld! Das ist Soldatenlust und Schlachtenbraus: mit offner Brust in das gezückte Eisen rennen, das weiche, bloßgelegte Hirn jauchzend an eine Wand von Stahl zu schmettern! So massenhaft, so kaltblütig, so sachverständig rottet man nur das Angeziefer aus. In diesem Kriege sind wir nichts als Angeziefer mehr.

Und irr und übel sehen wir auf die zertrümmerten Maschinen. Und Stahl und Eisen, die am Boden liegen, sehen uns voll Tücke an.

D e r S u m p f

Den ganzen Vormittag hatten wir in der Ferne schießen gehört, Kanonendonner und Gewehrfeuer. Unser Regiment war hin und her gezogen. Das Gefecht war nah und näher gekommen. Wir erwarteten jeden Augenblick ins Feuer zu müssen, und dann mußten wir wieder zurück und eine neue Angriffsstelle suchen. Es war, als ob die Befehle, die da kamen, einander widersprachen, und diese Ungewißheit legte sich lähmend auf die Gemüther und machte Offiziere und Mannschaften nervös.

Zuletzt hatten wir uns durch einen Engpaß gewunden, dessen steile Anhöhen links und rechts mit Bäumen dicht bestanden waren. Es war ein wenig drunter und drüber gegangen. Durch regenfeuchte Büsche hatten wir uns zwängen müssen, durch Brombeergesträuch und hohes Ginstergewächs, daran die grünen Schoten hingen. Mitunter war nichts als Blätterdach und Blätterwand zu sehen, und wir atmeten auf, als endlich wieder der Himmel sich über uns öffnete. — —

Und nun kommen wir auf eine grüne Wiese und ziehen quer hinüber und können noch

immer nichts von feindlichen Kolonnen sehen. Sogar das Schießen ist gedämpft und ferner als zuvor. Es ist, als wären wir in eine andere, abgelegene Welt gekommen, und — — so ist es auch; denn bald merken wir, wie der Boden unter unsern Füßen weich geworden ist, wie das Wasser bei jedem Schritt hervorquillt. Wir geraten, wenn wir weitergehen, mitten in einen Sumpf hinein.

Darum die Einsamkeit ringsum.

Es ist unmögliches Terrain.

Links und rechts und rund herum nichts als Sumpf, der sich zu einem breiten, offenen Wasser auslädt, von dem wohl niemand sagen kann, wie tief es ist und ob da Furten sind.

Und schon schwenkt vorn die Spitze im Bogen herum und wieder gehts zurück, dem Engpaß zu, um aus dem Mauselloch herauszukommen.

Und mitten auf der Wiese: halt!

„In Zugkolonne aufmarschiert!“

Die Kompagnien haben sich formiert. Die Offiziere sind zusammengetreten und halten Rat. Wir scheinen die Verbindung verloren zu haben. Der Sergeant neben mir flucht in den Bart und flucht von Blödsinn und Blindkuh.

Ich sehe nachdenklich die baum- und buschbewachsenen Höhen hinauf und denke, was für einen Spaß das geben könnte, wenn wir nun durch den Engpaß wieder zurückmüßten und mitten drin von links und rechts der Feind auf uns herniederbräche — es käm kein Mann lebendig wieder heraus — mir fällt die Schlacht im Teutoburger Walde ein — ich suche zu erkennen, ob es Eichen oder Buchen drüben sind — auf einmal blitzt es in den Büschen auf, es kracht das Firmament und schwankt, als sollt es auf uns niederstürzen...

„Hinlegen!!!“ kreischt das Entsetzen irgendwo.

Und zitternd liegen wir... und über uns faust es dahin und brüllt nach unserm Fleisch... Was nun? Nun drauf und dran! In die Kanonen springen! Mit unserm Fleisch die Feuerschlünde zu ersticken!

„Auf! Auf!“ Der Hauptmann kommt gerannt. Der Eisenatem klemmt uns an den Boden fest...

Kopf weg!

Jetzt!

Jetzt!!

Da — daaa!!

Es hat die Himmelsdecke über uns geknallt und ist von oben in den Sand gespritzt. Da liegt das Leben zappelnd an der Erde, und die Hände, die sich an die Erde klammerten, die greifen nun sinnlos in die geplatzte Luft. Ich komme wieder hoch . . . es hat mich nicht getroffen. Der aber neben mir aufsprang, der liegt platt in dem Sand und schreit wie mit zerrissener Stimme. Er liegt, als wär er mit dem Bauch fest an die Erde genagelt, als könnte er nicht wieder los. Der Bauch ist tot, nur noch die Arme und die Beine leben. Und Arme und Beine laufen durch die Luft.

„Sprung auf! Marsch! Marsch!!!“ gellt es in unsere Ohren. Wir wissen nicht mehr, wer da ruft, und wissen nicht, wohin es uns gerufen hat . . . wir schnellen hoch. Wir lassen Hauptmann und Verwundete in ihrem Blut, wir laufen auf und davon und laufen mit den Granaten um die Wette; denn wir laufen um unser splinternacktes Leben. Doch die Granaten sind schneller als wir. Sie fahren uns von hinten in den Rücken, und wo die unsichtbare Garbe zischend niederstürzt, da

stürzt es mit und kugelt sich so funterbunt in seinem Blut. Wir aber springen über zuckende und auseinanderwirbelnde, über purzelbaumschlagende Leiber hinweg und sehen nicht nach links und rechts. Wir laufen und machen uns im Laufen klein. Wir ziehen den Hinterkopf tief in die Schultern ein; denn jeder fühlt, im nächsten Augenblick wird ihm der Kopf von hinten aus den Achseln springen.

Und Eisenaugen glühen uns von hinten an.

Der Sumpf! der Sumpf! so bäumt es in mir auf. Wir laufen blindlings in den Sumpf hinein. Jetzt nur noch zwanzig Schritte — jetzt haben die vorderen ihn erreicht und springen besinnungslos vor Angst hinein — hoch spritzt das Wasser auf — und nun — was da? sie blieben mit den Füßen stecken — sie kippen vorne über — greifen nach einem Halt — das Gewehr fliegt voraus — und mit dem Gesicht nach vorn stürzen sie ins Wasser hinein — — — und hinterdrein kommt es gestampft — der dichtgedrängte tolle Schwarm . . .

Zurück! Zurück!!

Doch keiner weiß mehr, was er tut. Und ob die Augen vor dem Schrecklichen, was sie da

vor sich sehen, aus dem Kopfe treten, es pfeift der Tod uns seinen Atem ins Genick —

Und in das gurgelnde, das leiberzappelnde, das lungenatmende Wasser hinein, über lebendige, unter Wasser sich krümmende Menschenleiber hinweg stampft uns der Tod dem andern Ufer zu. Wer stürzt, der ist verloren, denn hinter uns drängt es unaufhaltsam nach. Schon geht das Wasser uns bis an die Brust. Aber wir treten auf einen festen Grund. Wohl faßt der Grund nach uns und klammert sich an unsere Beine. Wohl beißt das Wasser wild mit Zähnen und mit Fingernägeln in unser Fleisch. Doch wir zertreten, was uns von unten her zu sich hernieder ziehen will. Gefallene Schultern heben sich, sie stürzen wieder und verschwinden. Ertrinkende Gesichter tauchen auf und klammern sich ans Licht und fahren gurgelnd in die Tiefe. Verlorene Arme greifen in der Luft umher und wollen sich aufs Wasser stützen. Wir weichen diesen Armen aus; denn was sie fassen, würgen sie hinab — — —

Und mitten in das Todeshaften, in das Lungenpfeifen, in das Keuchen roter, angstgedunsener Köpfe schlägt der Granatenhimmel

ein und schmettert seinen Eisenhagel nieder. Hoch spritzt das Wasser auf. —

Und abermals!

Es explodiert und brüllt, und Bleigezisch und Menschenschrei, und Blut und Wasser schäumen hoch, daß keiner weiß, ob er getroffen oder noch lebendig ist; denn vor mir — nah, daß ich sie greife — seh ich eine bloßgelegte Halsschlagader wie einen Springbrunnen im Bogen spritzen — mit seinem Blute nieder taumelt der Getroffene, und Blut und Heulen stillt die schwarze Flut, bis sie zuletzt vor Menschenblut errötet ist — — Vorwärts! Nicht umsehn! Dort! Das andre Ufer da! Da steht das Leben ja und breitet seine Arme aus! Vorwärts! Eh man uns all in diesem Sumpf ermordet hat! Hinan! Hinan! Gelobt sei Gott! Das Wasser fällt! Nur noch die Hüften — — nun die Knie!

Und nun —

Die Füße springen auf den trockenen, gebenedeiten Boden und greifen unaufhaltsam aus und laufen übers Feld. Sie hören auf kein Kommando mehr. Sie laufen, laufen dem schützenden, barmherzig winkenden Walde zu —

Da — mitten zwischen die Bäume hinein und in die Büsche, in die Dornen! Da fallen sie leblos zu Boden, und das Gesicht fällt an die Erde und kneift die Augen zu, um das verfluchte Himmelsblau, das tückisch auf uns niederspie, nicht mehr von Angesicht zu sehen — — ihr Hunde! Bestien! von hinten in den Rücken schießen! — — das ist nichts mehr als feiger Meuchelmord!

Und langsam kehrt uns Atem und Besinnung wieder, und als wir uns gefunden haben, da sehen wir uns mit stummen Augen an. Und diese Augen verkünden nichts Gutes. Ein großes, unsagbares Entsetzen, das sich nicht wieder legen wird, ist in diesen Augen aufgestanden.

D i e f l i e g e n d e E r d e

Mitten auf dem Marsch fiel einer neben mir zu Boden, streckte die Arme aus, klammerte sich am Boden fest und schrie und röchelte die Erde an. Kaum eine halbe Stunde später sahen wir den zweiten, der in Krämpfe fiel. Und als wir dann im nassen Graben lagen und den Feind erwarteten, sprang plötzlich einer auf und schrie und lief davon. Er lachte aus der Ferne zu uns her, bis er im Regen uns aus den Augen entchwand. Das Schreien und das Laufen hat uns alle angestekt. Nicht lange mehr, dann kommst du selber dran.

Die eine Nacht, da wir in unseren Gräben lagen und mitten in dem Donner der Geschütze eingeschlafen waren, fuhr ich auf einmal auf — verwirrt — betäubt, und siehe da, die Sterne standen klar am dunklen, regungslosen Himmel und schienen feierlich, ach Gott, so feierlich in das Getöse nieder, als wäre alles nichts auf dieser Welt. Doch da — vor mir, vor meinen Augen flimmerte ein roter Schein — das ist ja eine Blutlache, die Sterne spiegeln sich darin so rot — — jäh überfiel mich eine blinde Wut, laut aufzuheulen und die Faust zu ballen, dem

großen Meister droben ins Gesicht zu schreien — aber ich hatte nicht Zeit zu schreien und zu laufen. Denn in derselben Nacht geschah es, daß aus der Ferne ein unheimliches Surren zu uns kam. Das war der Tod, der auf Propellern zu uns flog. Die Nachtgespenster schwirren her, wir schossen blindlings in die Luft; denn jeden Augenblick mußte es auf uns herunterstürzen... Die Röhre über uns... gleich spritzen sie... sie werfen Dynamit... und da, Leuchtbomben flammten auf... es schrie und krachte vor den Augen hin... dann waren sie davon... wir aber mußten aus den Gräben weichen... sinnlos, Maschinen gleich, sind wir den ganzen Tag marschiert. Ameisenkriechen fühlt ich in der Haut, die Nerven schmerzten, und saß uns nicht das Eisen im Genick, wir schmissen das Gewehr von uns und wälzten uns der Länge nach im feuchten Sande.

Und dennoch haben sie es fertig gebracht, uns nun am vierten Tage wieder festzusetzen; denn hinter uns, jenseits des Flusses sind unsere Regimenter hinübergewandert und suchen neue Stellungen. Wir aber müssen den Geländeübergang decken um jeden Preis.

Nun geht es auf den Rest. Wir standen noch, die Spaten in der Hand und warfen, lahm den Rücken und die Arme, neue Erde auf den Wall, da sahen wir vor uns auf dämmergrauem Feld Gestalten auf und ab, die wühlten geschäftig die Erde um und taten in die Löcher, was wir nicht sehen konnten, und gruben wieder zu. Lautlos waren sie bei ihrer Arbeit — kein schneller Schritt und keine heftige Bewegung — und als sie wieder zurückkamen und an uns vorbei und weiter zogen, da waren ihre Gesichter fahl und ihre Lippen stumm. Das sind uns kapitale Maulwürfe gewesen. Die haben gute Arbeit vollbracht. Sie haben die Erde unterminiert. Sie haben den Boden mit Sprengstoffen gefüllt, und wenn die Feinde heute nacht kommen, so werden wir ihnen mit Zinsen heimbezahlen, was sie uns gestern aus der Luft so reich beschert haben. Wie eine Mausefalle haben sie es aufgezo-gen.

Dort — auch vor dem Minenfeld liegen weit auseinandergezogen zwei Kompagnien. Auch sie haben Schützengräben ausgehoben, und mitten zwischen ihnen ohne die geringste Deckung steht unsere Batterie auf freiem Feld und

steht, als sollte sie dem Feinde ausgeliefert werden.

Nun liegen wir in unsern langen Gräben und starren in das Feld hinaus und starren auf die scharfumgrenzten Silhouetten der Geschütze. Längst ist die Sonne untergegangen.

Aus weiter Ferne prasselt hell und dünn Gewehrfeuer zu uns herüber.

Ob es noch lange dauern wird?

Wir sollen unter den Gewehren bleiben.

Wir haben unsere Mäntel angezogen. Die Nacht ist kalt, und lauernd seh ich auf das Totenfeld — nun ist mir alles einerlei — wenn es nur bald vorüber wär. —

Eine Patrouille ist zurückgekommen und stattet flüsternd Meldung ab.

Man hat uns instruiert, nicht eher zu schießen, als bis das Feuerkommando ertönt und — — in die Luft zu schießen.

Da hinten weit am Horizont schwillt der Boden an, und die erhöhte Linie hebt sich vom Wolkenhimmel ab. Das Gewehrfeuer hat sich von Minute zu Minute verstärkt und ist zu drohendem Geknatter angewachsen. Rechts und links von uns ist das Gesecht in

vollem Gang. Vor uns das Minenfeld liegt still, und auch die beiden Kompagnien liegen still in ihren Gräben. —

Ich spüre, daß ich furchtbar müde bin — — ich kann mich nicht mehr aufrecht halten — der Kopf sinkt aufs Gewehr — die Augen fallen zu — aber die überreizten Nerven bleiben wach —

Und jetzt —

Die Erde dröhnt. Das ist die Batterie! Sie feuert in die Nacht hinaus. So kommt die Reihe nun an uns.

Wir hören, wie das Schützenfeuer drüben bei den unsrigen eröffnet wird, und wie es plötzlich wächst und abflaut und wieder wächst zu rasendem Geprassel. Das ist ein überstarker Schützenangriff . . . sie können nicht mehr weit von einander sein . . . und dennoch brüllt die Batterie und lockt den Feind zum Sturm heraus . . .

Und schon erhebt sich in dem nächtlichen Gefild ein kriegerisch Getümmel . . . Trompeten blasen durch die Nacht und Trommeln hallen dumpf . . . das ist ein Sturmangriff . . . es ruft und rennt . . . es donnert siegestrunken an den Nachthimmel . . . das ist der Siegeschrei

von Tausenden . . . zu Tausenden sind sie da drüben auf die unsrigen gerannt und haben sie im Sturm erdrückt . . . haha! sie haben eine Batterie im Sturm genommen . . .

Warum wird es auf einmal still . . . das war der Sinn . . . nun kommen wir . . .

„Gewehre hoch! Schnellfeuer!“ Und die Salve kracht. Und siehe da . . . da drüben jauchzt es wieder auf . . . das Sturmkommando ruft und Tausend rufen es zugleich . . . da kommt es angebraust . . . in dicken Fronten kommen sie gerannt, die Siegestrunkenen . . . es wälzt sich brüllend auf das Pulverfeld . . . es tritt die Erde wie Koffelhufe . . . das ist der Tod! . . . Ich liege starr . . . jetzt muß es knallen, jetzt! . . . ich reiße den Mund weit auf . . . das Gewehr erzittert unter meiner Hand . . .

Und da —

Die Erde hat sich aufgetan . . . es blüht und knallt, es donnert, und der Himmel reißt entzwei und fällt entflammt herab — die Erde fliegt in Stücken auf . . . die Menschen und die Erde explodieren und fahren rund wie Feueräder durch die Luft . . . und dann . . . ein Krach, ein wütendes Getöse schlägt uns auf die Brust,

daß wir rücklings zu Boden fliegen und besinnungslos im Sand nach Atem ringen . . . und nun . . . das Ungewitter schweigt . . . der Luftdruck weicht von unsrer Brust . . . wir atmen auf . . . nur noch zerstreutes Flammenspiel und Puffen . . . Feuerwerk . . .

Was aber ist denn das? — —

Wir lugen furchtsam über die Erdwälle hinaus.

Hat sich die rote Hölle aufgetan?

Das schreit und gellt, das brüllt so unnatürlich wild und schrankenlos, daß wir uns enger aneinanderschmiegen . . . und zitternd sehen wir, wie unsere Gesichter, unsere Uniformen rote nasse Flecken haben und erkennen deutlich Fleischfasern auf dem Zeug. Und zwischen unsfern Beinen liegt, was vorher nicht gelegen hat — weiß glänzt es auf vom dunklen Sande und spreitet sich . . . eine fremde, abgerissene Hand . . . und da . . . und da . . . Stücke Fleisch, daran die Uniform noch haftet — da wissen wirs und Grauen fällt uns an:

Da draußen liegen Arme, Beine, Köpfe, Rumpfe . . . die heulen in die Nacht hinaus, das ganze Regiment liegt dort zerstückt am

Boden, ein Menschenklumpen, der zum Himmel schreit . . .

Es steigen Wolken von der Erde hoch . . . die schreien in den Lüften auf . . . in dicken Schwaden kommen sie gezogen, daß wir die Wunden rauchen sehen und Blut und Knochen auf der Zunge schmecken . . .

Und da erhebt es sich gespenstisch vor den Augen . . . ich seh den roten Tod da draußen im Gefilde stehn . . . die Wolken zeigen ein Gesicht, das grinsct in die Symphonie hinab . . . und plötzlich löst sich aus der Dunkelheit ein heller Ton, den fiedelt der verzückte Tod bis zum Zerspringen vor sich her . . . ist das ein Mensch, was da gelaufen kommt . . . da faust es her . . . er wird auf unsern Rücken springen . . . halt! halt!! halt!!! hoch stolpert er den Schützengraben hoch und fällt mit Glucksen und Geheul mitten in unsere Gewehre hinein. Er schlägt mit Händen und Füßen nach uns . . . er weint und strampelt wie ein Kind, und doch wagt keiner hinzuzuspringen . . . denn nun erhebt er sich aufs Knie . . . da sehen wir, das halbe Antlitz ist ihm weggerissen . . . das eine Auge weg . . . der zuckende Backenmuskel hängt

herunter . . . er kniet und krampft die Hände auf und zu und heult uns um Erbarmen an —

Wir sehen ihm voll Grauen zu und sind gelähmt . . . da endlich hebt der Holsteiner — und unsere Augen sagen Dank — den Kolben hoch und setzt die Mündung auf die heile Schläfe . . . ein Knall . . . und der Verstümmelte fällt hinten über und bleibt gestillt in seinem Blute liegen . . .

Und wieder wirft die Dunkelheit Gestalten aus . . . die laufen an und taumeln wie Betrunkene . . . sie schlagen hin und raffen sich von neuem auf . . . sie springen vorwärts zickzack durch die Nacht, bis sie zuletzt erschöpft zusammenstürzen und vor unsern Augen liegen bleiben und verenden . . .

Und endlich kommt einer herangekrochen . . . auf allen Vieren kriecht er her . . . er schleppt am Leibe etwas hinter sich, und ob er winselt wie ein kranker Hund und heult hell auf in langgezogenen Tönen . . . er kriecht doch rüstig her — und als er bei uns ist, da sehen wir — das Blut bleibt uns im Herzen stehn — es sind die Eingeweide, die heraus zum Leibe hängen . . . der Unterleib ist ihm von unten her

zerrissen worden... er kriecht, er kriecht in seinen Eingeweiden hin... er kommt... die Eingeweide kommen... Entsetzen bricht aus allen Poren aus... denn kaum drei Schritte vor mir bleibt er liegen... und dann... genad mir Gott... er stützt sich langsam auf den Händen auf... es gelingt ihm einen Augenblick... und sieht... barmherziger Gott... er sieht zu mir und läßt meine Augen nicht mehr los... ich sehe nichts, als diese großen todtgetretenen Augen mehr... barmherziger Gott... die Augen! diese Augen! Das sind der Mutter Augen, die unsäglich auf mich niedersehen... das ist der Mutter Sohn, der da vor uns geschlachtet liegt... ich will hervor aus meinem Hinterhalt... ich werf mich schluchzend über ihn und küsse ihm das Angesicht und bade seine Pein mit Tränen ab... ich will! ich will!... und kann mich nicht aus der Erstarrung rühren... Da läßt die ungeheure Spannung nach... Die Arme knicken ein... er fällt nach vorn auf das Gesicht und sinkt auf den gequälten Leib. Die Hände zucken noch einmal... Dann liegt er still und küßt die Mutter Erde, die ihre Kinder grauenvoll erschlagen hat...

Ich kann nicht mehr... die Hände zittern mir... Da fängt auf einmal eine Stimme hinter uns zu singen an... feierlich — langgedehnt... „Tun danket alle Gott...“ das ist der Wahnsinn, der da singt... wir alle sind dem Wahnsinn nahe... ich seh mich um und seh in grau verzerrte Barden und in flackernd aufgestörte Augenlichter... und plötzlich schlägt die singende Stimme in ein lautes, unverfälschtes Lachen um...

„Ha! ha! ha! ha!“ so hallt es schauerlich und mischt sich mit dem sterbenden Gewinsel draußen... und immer lauter, immer wilder lacht es auf und lacht Triumph über das nackte, jämmerliche Sterben, das am Boden liegt.

„Cambour!! Schlagen!!“

brüllt die Stimme.

„Helm ab zum Gebet!!“

Wir kennen ihn: es ist ein Reservist, der einer frommen Sekte angehört. Ein Sergeant hat ihn gefaßt und will ihn halten... der Hauptmann ist hinzugesprungen, der Irre aber reißt sich los und springt voran auf einen Schützengraben... hoch steht er, eine schwarze, wilde Silhouette gegen den blaffen Himmel und

breitet segnend in die franke Nacht die Arme aus . . . wie ein verzückter Priester steht er da und raft und segnet die zersekte Dunkelheit:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Da packen ihn von hinten Arme und reißen ihn herunter . . . sie ringen ihn zu Boden . . . „Vater unser!“ heult er auf und schlägt und tritt um sich und betet fort aus wütendem Leibe, bis ihm zuletzt der Atem versagt . . . sie haben ihn an Händen und Füßen gebunden und geknebelt . . .

Nun aber, nun geschieht, was unerhört — und doch geschehen muß. Und als die Stimme ruft, wird mir zu Mut, als hätt ich alles schon einmal erlebt . . .

„Herr Hauptmann!“

ruft die harte, nackte, freche Stimme, die wir alle kennen,

„haben Sie nicht Watte, daß wir uns die Ohren zustopfen können?“

Wir haben uns wie auf Kommando umgedreht. Es ist der Landwehrmann, der Holsteiner, der vor dem Hauptmann steht und auf ihn eingestikuliert. „Ich wollt nur fragen, ob das wilde Tiere, oder ob das

sozusagen Menschen sind, die ihr kaputt gerissen habt!“

Doch kurz und scharf, wie wir gewußt, pariert die schneidende Kommandostimme:

„Was wollen Sie von mir! Reißen Sie die Knochen zusammen! . . . Hören Sie nicht! Sie sollen sich augenblicklich an Ihren Platz scheren!“

Da aber bricht sie los, die Stimme der Natur und schallt so roh und reißet alle Schranken nieder:

„Mörder!“ brüllt es aus lästerlichem Mund, „Menschenmörder!! Man soll sie alle wie Hunde abstecken!!“

Wir fahren zusammen und sind elektrifiziert . . . das wars, was uns allen auf der Zunge lag . . . das ist die Auslösung, die kommen muß . . . wir halten es nicht länger aus, in dieser Leichenkammer still zu liegen . . .

„Nehmen Sie die Hacken zusammen!!“ flammt es noch einmal auf . . . da wissen wirs, der Hauptmann ist ein Narr . . . er hat das Spiel von vornherein verloren . . . und nun . . . es ist wie Schattenbilder vor meinen Augen . . . wie eine gespenstische Laterna magica . . . ich

sehe, wie der Landwehrmann sein Seitengewehr gezogen hat... der Hauptmann steht mit gespanntem Revolver vor ihm und gibt ihm einen Befehl... da erhält er prompt von hinten einen Kolbenschlag auf den Kopf, daß er lautlos zu Boden stürzt... und aus den Gräben springen sie auf... „Mörder!“ schreit es, „Mörder!! Schlagt sie tot!!“

Und nun gehts los... ich fühle, ich bin verrückt geworden... ich weiß nicht, wo ich bin... Tiere seh ich ringsum in unnatürlichen todrasenden Verrenkungen... mit blutunterlaufenen Augen, mit schäumenden, gefletschten Mäulern fallen sie einander an und würgen sich und wollen sich in Stücke reißen... ich springe auf... ich muß hinweg, mir selber zu entfliehen, oder ich bin im nächsten Augenblick mitten darin in dieser irren todgeweihten Meute... ich stolpere über den Schützengraben... ich stürze in die Nacht hinaus und trete auf quappendes Fleisch... trete auf harte Köpfe und stolpre über Waffen und Helme... es greift wie Hände nach meinen Füßen, daß ich gehehrt, ein aufgestörtes Wild, von dannen jage... und immer neue Leichen — atemlos

— von einem Feld zum andern hin... Entsetzen wimmert über meinem Haupt... Entsetzen wimmert unter meinen Füßen... und nichts als sterbendes, zerrissenes Fleisch...

Ist denn die ganze Erde explodiert!... Gibt es denn nichts als Tote diese Nacht!... Ist denn die ganze Menschheit fusiliert!...

Wie lange bin ich schon gelaufen... ich hör, wie meine Lungen pfeifen... und hör, wie meine Schläfen brausen... der Atem stockt... ich kann nicht mehr... ich taumle rückwärts... falle tot zu Boden... nein! ich sink auf etwas Weiches nieder und bleibe still auf meinem Sitz und lausche in die Nacht hinaus... ich kann nichts als das Blut in meinen Ohren hören... auf einmal wird es hell vor meinen Augen, wie heller, frischer Tag... die Sonne scheint... da merk ich es: es ist in meinem Kopf... es sprühen Bilder im Gehirn und sprühen aus dem Kopf heraus, eins unermüdlisch auf das andere... ich sehe Regimente ziehen... sie kommen her im Sonnenglanz... von drüben blaue... von

hüben rote marschieren sie in langen Reihen an . . . jetzt halten sie und stehen sich in breiter Front einander gegenüber . . . kampfbereit . . . da hallt die Stimme unseres Hauptmanns drüber hin . . . fertig! legt an! . . . und die Gewehre heben sich von beiden Seiten, ich sehe schwarz die Mündungen . . . sie stehen kaum zehn Schritte voneinander . . . sie zielen mitten in die Brust . . . „halt! will ich rufen, halt! ihr müßt in Schützenketten angreifen! mit sieben Schritten Zwischenraum!“ . . .

Da tönt die Stimme unseres Hauptmanns wieder: Feuer! . . . die Salve kracht . . . und siehe da — nicht einer ist getroffen . . . sie stehen alle unverfehrt . . . sie haben in die Luft geschossen . . . und jubelnd lösen sich die Reihen auf . . . sie stürzen aufeinander los . . . Die Flinten fallen an die Erde . . . sie aber stürzen sich einander in die Arme und streicheln sich und lachen laut wie Kinder lachen . . . dann aber treten sie in Reih und Glied zurück . . . sie schultern das Gewehr . . . sie machen kehrt . . . die Kriegsmusik spielt den Radetzkymarsch, und unter klingendem Spiel ziehen sie ab — ein jedes Regiment in seine Heimat . . .

und nun ertapp ich mich, daß ich mit lauter Stimme dazu singe . . . ich schlage mit der rechten Hand den Takt, und mit der linken stütze ich mich auf meinen Sitz . . . und seltsam rieselt es — wie warmes Wasser über meine Hand . . . ich hebe die Hand an meine Augen . . . sie ist rot und feucht . . . Blut fließt über meine weiße Hand . . . da seh ich es: das Weiße unter mir ist nicht ein Sandhaufen . . . auf einer Leiche hab ich gefessen . . . entsetzt fahr ich herum . . . auch da liegt einer . . . und dort und dort! . . . barmherziger Gott! nun wirds mir klar: es gibt nur Tote diese Nacht . . . die Menschheit ist heute nacht gestorben . . . ich bin der letzte Überlebende . . . die Felder tot — die Wälder tot — die Dörfer tot — die Städte tot — die Erde tot — — geschlachtet wurde die Erde heute nacht, nur ich, ich bin dem Schlachthaus entsprungen —

Und groß, pathetisch groß wird mir zu Mute — nun weiß ich, was mein Schicksal ist — ich sehe lauernd auf mein Tun und warte, wie ich es vollbringe — ich sehe, wie ich langsam in die Tasche greife — ich habe von Hause meine Radfahrerpistole eingesteckt — ich nehme das

Spielzeug in die Hand — das Eisen sieht
mich an und nickt mir zu — ich sehe lächelnd
in die schwarze, zutrauliche Öffnung — ich
halte sie an meine Schläfe — ich drücke ab und
falle hinten über — — der letzte Mensch auf
dieser toten Erde — —

W i r a r m e n T o t e n

Nun haben sie mit Erde unsern heißen Atem zugedeckt. Was blinzelst du, mein Bruder, mich mit deinen geronnenen Augen an. Bist du nicht froh, beneiden sie uns nicht um unsern süßen Tod. Die Scham, die dir die Sprengkapsel zerrissen, gebrauchst du nun nicht mehr zu deinem jungen Weib. Du meinst, es riecht hier unten übel in der Erde. Es riecht nach faulem Fleisch. Sie haben uns in malerischer Reihe hingelegt und rührst du nur den Kopf, so stößt du schon an Menschenfleisch, und wendest du den gelben Augapfel, so siehst du nichts als Leichen in der Dämmerung. Die eine neben der anderen, so schlafen sie. Da schläft ein Bein, es ist am Kniegelenk gelöst, noch hängen lang die Sehnen dran. Das trug einst einen Briefträger treppauf, treppab, nun freut es sich, daß es verloren ging und schmunzelt, weil es keiner finden kann. Und ihm zur Seite windet sich aus einem Kumpfe, der den Kopf verlor, die abgerissene knorpelige Luftröhre so weit hervor, als schnappe sie hier unten noch nach Luft. Die barg den starken Atem eines Arbeiters, der unter wenig Brot und sieben Kindern so durchs Leben leuchte, daß sich die

Lufttröhre davon geweitet hat. Und über alles lacht der blonde Kopf des jungen Oberlehrers. Die Schädeldecke ist ihm wie eine Samenkapsel aufgesprungen. Das ist das eiweißhaltige Gehirn eines gelehrten Mannes, eines Philosophen. Die Würmer, wenn sie kommen, werden sagen: Kalbshirn in Burgunder, einleckerer Schmaus. Und welche Farbenpracht: die offenen Leiber mit den gelben herausgequollenen Gedärmen, die von den neugierigen Kartätschen aufgeklappten Brustkasten mit ihren rosig feuchten Lungen, mit ihren dunkelroten dicken Lebern — es schillert die fleischige Herrlichkeit in wunderbaren Farben. Es gleißt der rote Tod, und alles Fleisch hat sich zur Scham entblößt. Und Leichen über Leichen immer weiter durch das loedere Kartoffelfeld, und noch den ganzen Rübenacker füllen wir. — Ob wohl die Sonne über uns noch immer scheint? Ob sie da in den Städten noch ebenso lachen können wie zu unserer Zeit? Ob wohl mein Weib noch immer an ihren toten Gatten denkt — und meine beiden Kinderlein, — ob sie den Vater schon vergessen haben. Sie waren noch so klein — es wird ein anderer

kommen — sie werden zu einem andern Vater sagen — mein Weib ist noch so jung und schön —

Wir armen Heldensöhne. So stört nicht länger unsern letzten Schlaf. Wir mußten sterben, damit die andern leben konnten. Wir sind für das bedrängte Vaterland gestorben. Nun haben wir gesiegt und haben Land und Ruhm gewonnen, Land genug für Millionen Brüder. Land haben unsere Frauen! Land unsere Kinder, unsere Mütter, unsere Väter! Nun hat das arme Deutschland Luft! Nun braucht es nicht mehr zu ersticken! Nun hat es Luft vor uns bekommen. Sie sind uns los, uns viel zu vielen. Wir fressen nun den andern nicht mehr das Brot vom Munde weg. Wir sind so satt, so satt und still. Sie aber haben Land! fruchtbares Land! Und Erze! Eisenslager! Gold! Gewürz! Und Brot!

Komm Bruder Philosoph! Wir drehen uns den Kopf nach unten. Laß uns auf unsern Lorbeeren schlafen und laß uns nichts als deutsche Zukunft träumen!